

UNSER HEER

Aufnahme: Leutnant Erich Bauer

Ausstellung
„UNSER HEER"
im Königsberger Schl

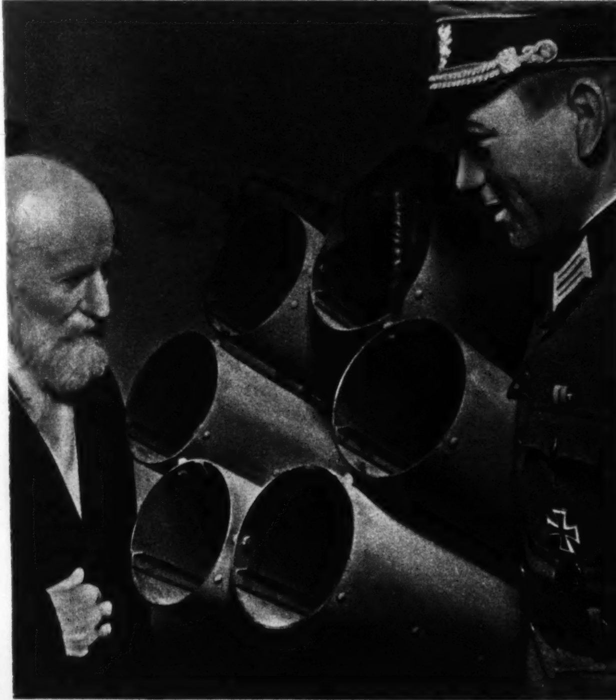
DIE DEUTSCHE JUGEND WIRD STRAHLENDEN HERZENS
ERFÜLLEN, WAS DIE NATION VON IHR ERWARTET

ADOLF HITLER am 1. September 1939



Die Heimat sieht unser Heer

Jeder Urlauber hat die Erfahrung gemacht, daß sich die Heimat niemals die soldatische Front in aller Realistik vorstellen kann. Er wird es sogar gutheißen, denn die Heimat hat auf eigener Front ihre Bewährungsprobe zu bestehen. Doch soll sie darum nicht auf jede Vorstellung von der Front ihrer Männer, Brüder und Väter verzichten. Sie hat ein Anrecht darauf, vor allem die Jugend, die mit heißem Herzen und dem Wunsch, am Ausgang des Kampfes mit beteiligt zu sein, in die große Zeit hineinwächst. Darum führt das Oberkommando des Heeres in allen Wehrkreisen die Ausstellung „Unser Heer" durch, die in vielen Städten, u. a. in Königsberg, München, Salzburg und Frankfurt, bereits angelaufen ist. Auf der soldatischen Tradition der engeren Heimat fußend, zeigen diese Ausstellungen den Kampf, so wie ihn die Soldaten des Heeres heute draußen zu führen haben. Sie künden von „unserem Heer", seinen Taten und seinem unsterblichen Ruhm

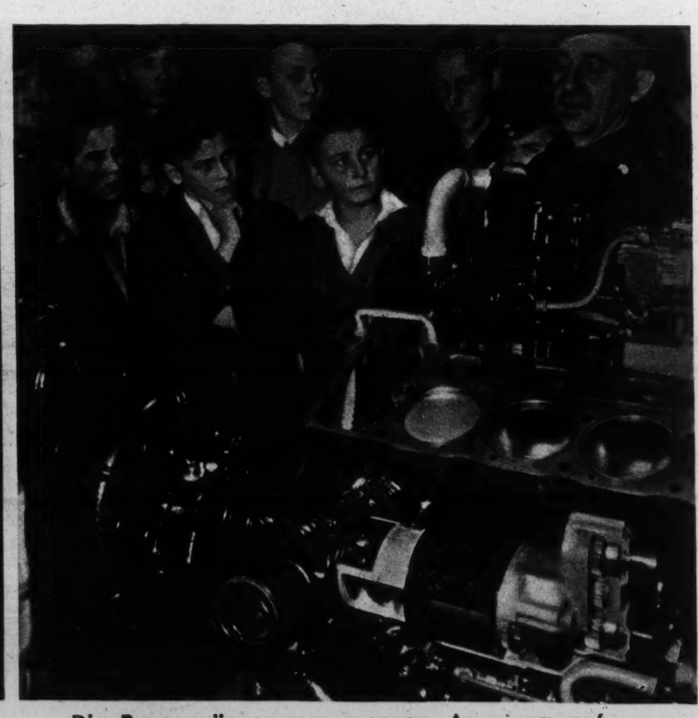




Zwei Soldatengenerationen. In der Ehrenhalle hat ein alter Soldat die Fahne seines Regiments wiedergefunden und erzählt den jungen Kameraden von seiner Soldatenzeit. Das größte Interesse der alten Veteranen aber gehört natürlich den neuen Waffen, die ihnen von Offizieren des Heeres erklärt werden



Auf dem Markt gibt's heute Fisch! Eine Entdeckung, die eine Soldatenmutter durch das Scherenfernrohr der Königsberger Ausstellung machte. Gerade die Frauen und Mütter zählen zu den interessiertesten Besuchern der Heeresausstellungen Aufnahmen: Leutnant Erich Bauer



Die Panzermänner von morgen. An einem aufgeschnittenen Modell eines Panzermotors erklärt der Panzerfahrer den Jungen die Arbeitsweise. An anderen Modellen und Schaustücken können sich die Jungen sogar selbst betätigen. „Das Berühren der Gegenstände" ist nirgends verboten

Generalleutnant Dittmar:

Reichsminister Dr. Goebbels hat in seinem Leitartikel in der Wochenzeitung „Das Reich" auf die tiefen Unterschiede hingewiesen, die zwischen Schlägen, die man gelegentlich empfängt, Geschlagenwerden und „Sichgeschlagenfühlen" bestehen. Die hier aufgestellte Unterscheidung, die die Begriffe von Sieg und Niederlage im wesentlichen in den Bereich des Seelischen verlegt, entspricht in vollem Umfange ebenso der Erfahrung wie der auf eigenstem Erleben wie auf tiefer Erkenntnis aller psychischen Voraussetzungen gegründeten Auffassung eines Clausewitz. Dieser sieht in der Behauptung wie im Verlust der moralischen Kräfte die vorherrschende Ursache der Entscheidung. Ein Wort von ihm sei hier angeführt: „Wir dürfen das verlorene Gleichgewicht der moralischen Kräfte nicht darum gering achten, weil es keinen absoluten Wert hat. Es kann von einem so überwiegenden Gewicht werden, daß es mit unwiderstehlicher Gewalt alles niederwirft." Wir dürfen, ohne den Clausewitzschen Gedanhengängen Gewalt anzutun, auch im umgekehrten Sinne schließen: Ein unverlorenes moralisches Gleichgewicht kann alles wieder aufrichten; es entscheidet sozusagen in letzter Instanz darüber, ob eine an sich negativ verlaufene Kampfhandlung oder eine Reihe von solchen als Niederlage, d. h. im Clausewitzschen Sinne, als ein Senken des Paniers und eine Anerkenntnis der gegnerischen Überlegenheit gelten muß oder ob ein Recht dazu besteht, nur von einem Rückschlag zu sprechen. Legen wir den aus dieser Erkenntnis gewonnenen Maßstab an die Ereignisse der letzten Monate an. Kein Zweifel, daß wir dies jetzt, nachdem Einzelheiten und Auswirkungen des schmählichen Doppelspieles und des schleichenden Verrates des Hauses Savoyen ebenso wie die Zug um Zug einsetzenden deutschen Gegenaktionen durch die Veröffentlichungen des Oberkommandos der Wehrmacht zu allgemeiner Kenntnis gebracht worden sind, in einem noch anderen Sinne tun dürfen als vordem. Wir ermessen heute die ganze Größe der Gefahr, die uns drohte, aber auch die Höhe der Leistungen, deren es bedurft hat, um ihrer Zug um Zug Herr zu werden. Mit dem Ingrimm über die Treulosigkeit ohnegleichen paart sich die Hochachtung vor der Entschlußkraft derer, die die sich anbahnende schwere Krise gemeistert haben. Ordnung, Mut, Vertrauen, Zusammenhang und Plan, jene Faktoren, die nach einem anderen Clausewitz-Wort das moralische Element im Kriege im wesentlichen ausmachen, sehen wir hier in einer Weise vereinigt, die der Welt klar gezeigt hat, daß die deutsche Führung auch zu Beginn des fünften Kriegsjahres und nach den ungewöhnlichen Belastungen der letzten Monate noch vollauf genug Spannkraft besitzt, um schwerste politische und militärische Probleme zu lösen.

Über die Haltung unserer im Süden und Südosten eingesetzten Truppen wurde an dieser und anderer Stelle wiederholt gesprochen. Mancher im deutschen Volk mag dies als den Versuch einer Beschönigung unvermeidbar gewesener rückwärtiger Bewegungen aufgefaßt haben. Er wird jetzt in Kenntnis der Zusammenhänge anders urteilen. Heute weiß die Welt, unter welchen besonderen, zusätzlichen Erschwerungen unser Kampf um das Mittelmeer seit beinahe Jahresfrist geführt werden mußte. Niemanden kann es mehr zweifelhaft sein, daß das, was hier auf schwankendem politischem Boden von unseren Truppen in der Abwehr, im hinhaltenden Widerstand und meisterhaften Absetzbewegungen geleistet wurde und fortdauernd geleistet wird, eine besondere Wertung verdient. Selten in der Kriegsgeschichte hat zudem Zweck und Ziel von Operationen so eindeutig zutage gelegen wie in diesem Falle. Unter dem deckenden Schild weniger deutscher Divisionen hat sich hier eine tiefgehende Wandlung vollzogen, durch die nicht nur ein längst zweifelhafter, zuletzt auf offenkundigen Verrat ausgehender Verbündeter ausgeschaltet und des wesentlichsten Teils seiner Machtmittel beraubt, sondern darüber hinaus auch der Grund zu einer neuen vertieften Auffassung der deutsch-italienischen Beziehungen gelegt wurde. Dies alles zu einer Zeit, in der ein hochgerüsteter Feind mit kaum bestrittener Herrschaft zu Wasser und im Luftraum vor den Toren Neapels und fast in Reichweite der Ewigen Stadt

Die inneren Voraussetzungen

stand. Er ist nicht zum Zuge gekommen. Und, das Wichtigste im Sinne jenes moralischen Gleichgewichtes, von dessen Betrachtung wir ausgingen: Der Gegner hat in den Kämpfen dieser Tage einen Respekt vor der deutschen Kampftüchtigkeit gewonnen, der auf allen seinen künftigen Operationen im Mittelmeerraum lasten wird. Er selbst muß eingestehen, daß das immanente Ziel aller Schlachten und Gefechte, das Erkämpfen eines Übergewichtes im seelischen Bereich, dem harten deutschen Soldaten gegenüber in nebelhafter Ferne schwebt.

So mag heute bei Engländern und Amerikanern. die, verblendet von ihrem Haß, in politischer Ahnungslosigkeit und ohne Instinkt für bestimmte innere und äußere Entwicklungsnotwendigkeiten dem Ziele der Niederwerfung Deutschlands nachjagen, die Hoffnung auf den Endsieg sich neben den Terrorangriffen auf deutsche Städte wieder mehr oder weniger ausschließlich auf die Ostfront richten. Sie mögen aus den Verlusten an Raum, die wir in den vergangenen Monaten auf dieser Front auf uns nehmen mußten, vielleicht die Erwartung ableiten, daß hier jenes allmähliche Absinken des moralischen Gleichgewichtes eintreten könne, natürlich zu unseren Ungunsten, aus dem sich notwendigerweise die Niederlage ergeben müsse.

Wir glauben, die Dinge auf der Ostfront und die hier liegenden Entwicklungsmöglichkeiten in keinem Zeitpunkt anders als mit möglichster Realistik betrachtet und dargestellt zu haben. Die Gebietsverluste der letzten Zeit sind von deutscher Seite nie gering eingeschätzt worden, auch dann oder gerade dann, wenn die übergeordneten operativen Notwendigkeiten, die dafür maßgebend waren, und die Erleichterung der Gesamtlage, die sich daraus ergab, offensichtlich waren. Wir sind uns des unbestreitbaren Ernstes, der das beherrschende Kennzeichen von mehr als einer Phase der gewaltigen Schlacht bildete, immer bewußt gewesen. Aber jenseits des dunklen Vordergrundes so mancher Ereignisse dieses Sommers haben wir immer wieder das Eigentliche und Wesentliche dieser Kämpfe darin zu sehen gesucht, daß allen Rückschlägen zum Trotz die seelische Kraft des deutschen Soldaten unerschüttert blieb. Niemals hat der deutsche Soldat der Ostfront eine innere Überlegenheit der Sowjets anerkannt, auch dort nicht, wo er sich zähneknirschend in das Unvermeidliche fortgesetzter rückwärtiger Bewegungen fügen mußte. Immer hat er den festen Glauben bewahrt, daß es ausschließlich in äußeren Umständen begründet liegen müsse, wenn jetzt die Sowjets, die er noch ein Jahr zuvor bis zum Kaukasus und zur Wolga getrieben hatte, ihn zur Hingabe äußerster Kraft nötigen, um sie in der Abwehr zu bestehen.

Wir brauchen nichts weiteres über die Härte und Schwere der Kämpfe an der Ostfront zu sagen. Was früher darüber zu sagen war, gilt heute in kaum verändertem Maße: Nach wie vor stellt dieser Kampf gegen ein gewaltiges Übergewicht der Zahl seine schweren Anforderungen. Aber es bleibt doch festzustellen: So schwer dieses Bewußtsein, immer und immer wieder gegen ein Vielfaches der eigenen Kräfte zu stehen, auf der Truppe lastet, so sehr ist dieses Wissen um die feindliche Überzahl eine allzu einleuchtende Begründung gegnerischer Erfolge, als daß bei unseren Soldaten der Ostfront das Gefühl aufkommen könnte, diesem Feinde irgendwie nicht gewachsen zu sein. Im Gegenteil: Mehr als alles andere hat das tiefe, oft erschütternde Erleben der letzten Monate in unseren Kämpfern die Überzeugung gestärkt, daß es nur einiger Voraussetzungen bedarf, um wieder in vollem Umfange Herr der Lage zu sein.

Wir stellen hiermit keine willkürliche Behauptung auf. Der Ablauf der Kämpfe der letzten Wochen bestätigt sie ebenso eindeutig, wie die Kampfschilderung jedes erprobten Ostkämpfers dies tut. Seien wir uns doch darüber klar: Dieser Abwehrkampf ist nicht weniger in fortgesetzter Offensive als in den Formen und mit den Mitteln der Verteidigung und des planmäßigen Ausweichens geführt worden. Mehr noch: Die angriffsweise Tendenz hat mehr und mehr zugenommen und sich stellenweise zu direkten Angriffsschlachten gesteigert, bei denen wir, nicht die Sowjets, der angreifende Teil waren. Wir wollen hier nicht die vielumstrittene Frage behandeln, ob der Angriff oder die Abwehr diejenige Kampfform sei, die die höheren Anforderungen stelle. Sicher ist, daß es von jeher als Zeichen hoher moralischer Kraft von Führung und Truppe gegolten hat, wenn sie aus der vorwiegend passiven Form der Defensive zur Aktivität kräftiger Gegenstöße überzugehen vermochten. Seit Wochen und aber Wochen bilden Gegenstoß und Gegenangriff die kennzeichnende Form des Kampfes. Ordnung, Mut, Vertrauen, Zusammenhang und Plan, diejenigen Eigenschaften also, die, um noch einmal die Autorität eines Clausewitz in Anspruch zu nehmen, den moralischen Zustand einer kämpfenden Truppe im einzelnen wie im großen ausmachen und bedingen, sind im allerhöchsten Maße dafür erforderlich gewesen. Hätten sie gefehlt, so wären die Dinge schon längst anders gelaufen. Die Tatsache, daß sie in reichem Maß vorhanden waren und sich immer von neuem bewährt haben, gibt uns das Recht, auch heute noch zwar von Rückschlägen, aber nicht von Niederlagen, am wenigsten von einer Niederlage im ganzen zu sprechen.

Wenn der deutsche Soldat der Ostfront so, wie seine Taten es ausweisen, über alle Wechselfälle dieser Schlachtenfolge hinweg sich seine innere Kampfkraft erhalten hat, so ist es deshalb, weil er nicht an die Unabwendbarkeit des jetzigen Zustandes glaubt. Er sieht in ihm einen vorübergehenden Zustand, nichts Zwangsläufiges oder gar Schicksalhaftes, demgegenüber er resignieren müßte. Gewiß, die zahlenmäßige Überlegenheit der Sowjets ist ein Faktor, der in mehr als einer Beziehung dem deutschen Ostkämpfer als feststehende Tatsache erscheint. Aber gerade er ist sich der Relativität dieses Begriffes so bewußt, daß nur eine mehrfache Überlegenheit ihm noch als Überzahl erscheint. So ist es zu erklären, wenn, wie dies in letzter Zeit wiederholt geschah, auch ein verhältnismäßig geringer Zuwachs an eigener Kampfkraft mindestens örtlich gewisse Erleichterungen der Lage herbeiführte, die ohne die genannten psychologischen Voraussetzungen schwer denkbar gewesen wären.

Hier liegen zweifellos Gegebenheiten, die im höchsten Maße Beachtung verdienen, weil sie die Wirkungsmöglichkeit zugeführter Reserven vervielfachen können. Man darf nicht übersehen, daß in diesem Sommer die Ostfront sich in mehr als einer Hinsicht behelfen mußte. Die Änderung der Lage im Mittelmeerraum war, mindestens von dem Zeitpunkt des Sturzes Mussolinis ab, eine Tatsache, an der naturgemäß unsererseits nicht vorbeigegangen werden konnte. Verrat und Abfall, nicht eine mehr oder weder imaginäre zweite Front, hatten hier militärische Maßnahmen erforderlich gemacht, die irgendwie letzten Endes auch auf Kosten unserer schwer ringenden Ostfront gehen mußten. Diese Tatsache gibt den Schlüssel für das Verständnis mancher Erscheinungen im Ablauf der Gesamtereignisse auf dieser Front. Ebenso einleuchtend ist aber auch, daß jede Erleichterung an anderer Stelle sich im gleichen Sinne auf die Ostfront auswirken wird, deren entsagungsvoller Kampf in weitem Maße die Voraussetzungen dafür schuf.

Daß es starker Anstrengungen unsererseits bedurft hat und noch weiter bedürfen wird, um das Gleichgewicht auf der gesamten Ostfront und für die Dauer wiederherzustellen, ist zu offensichtlich, als daß es hier besonderer Betonung bedürfte. Aber wir wissen auch, daß diese Aufgabe keine unlösbare ist. Der bisherige Ablauf der Dinge selbst, so schmerzlich er in Einzelheiten für uns sein mag, gibt uns die Zuversicht, daß das Ziel erreicht werden wird. Monate und aber Monate hindurch hat die Ostfront eine schwere Last getragen. Aber dieses Bild darf nicht dazu führen, daß wir übersehen, welche unerhörten Lasten sie ihrerseits auch dem sowjetischen Angreifer auferlegt hat. Gerade deshalb, weil unser Kampf zwar immer der einer Minderheit gegen eine Überzahl, niemals aber ein passives Ausharren, sondern stets ein alle Möglichkeiten und Formen ausnutzendes Abwehrverfahren darstellte, hat er auch den Gegner zu äußerster Kraftanstrengung genötigt. Es liegt auf der Hand, daß in einem Stand der Operationen wie dem jetzigen manche Überraschungsmöglichkeit enthalten ist, aber wohlgemerkt für beide Teile.

Die ä u ß e r e n Voraussetzungen für eine dauernde Stabilisierung der Lage zu schaffen, ist das selbstverständliche Bestreben unserer Führung. Sie wird hier mit der gleichen Zielstrebigkeit vorgehen wie auf anderen Gebieten, bei denen wir im steten Wechselspiel des Kampfes von Mittel und Gegenmittel ins Hintertreffen zu geraten schienen und doch wieder den Weg nach oben fanden. Die i n n e r e n Voraussetzungen aber sind auch heute vorhanden, weil sie nie verlorengingen: Jene Voraussetzungen, deren Träger Front und Heimat zugleich sind und sein müssen: Ordnung, Mut, Vertrauen, Zusammenhang und Plan.



AUS EINEM GESPRÄCH MIT EINEM KOMPANIEFÜHRER • VON LEUTNANT HANS H. HENNE

„Ich bin sechs Jahre Soldat und kann mir also leisten zu sagen, daß ich einige Erfahrungen gesammelt habe. Wenn ich die Bilanz daraus ziehe, komme ich auf eine sehr einfache Formel: Bei allen Kämpfen — und besonders bei diesen hier — kommt es nur auf die Nerven an. Ich habe Männer in meiner Kompanie, die können noch so müde, noch so hungrig und noch so kaputt sein, wenn sie sechs Tage und sechs Nächte ohne Ruhe in ihren Löchern liegen und täglich mehrere Angriffe abwehren — aber wenn es hart auf hart kommt, dann sind sie kühl bis ans Herz und kalt wie 'ne Hundeschnauze."

*

„Ich habe einen Studenten im ersten Zug, der war zuerst das, was man einen ‚weichen Heini' nennt. Ich mache jede Wette, daß er manche schwere Stunde mit sich allein abgemacht hat, aber er läßt sich nichts anmerken. Solche Jungens sind richtig. Wenn einer ein Held sozusagen ‚von Hause aus' ist, dem fällt es nicht schwer, aber derjenige, der sich zusammenreißt wider seine Vernunft, wider Furcht und Zagen, der aus dem Loch springt und angreift, obwohl er sich wie festgenagelt hinter der sicheren Deckung fühlt — der ist ein Kerl. Angreifen — ja, das haben wir alle mit Schwung gemacht, einer reißt den andern mit. Aber so im Abwehrkampf liegen, naß, kalt, müde, dazu gehört nicht nur Mut, dazu gehören eiserne Nerven. Und jetzt zeigt sich erst richtig, daß wir auch dem gewachsen sind."

*

„Ich weiß nicht mehr, wie das Nest heißt, aber das ist ja auch unwichtig. Es regnet zwei Tage lang Bindfaden. Nichts ist trocken. Gewehre, Maschinenpistolen und MG sind völlig im Eimer und total verschlammt. Man kann keinen Schuß mehr 'rausbringen. Für den, der es nicht kennt, klingt das unglaubhaft. Wir müssen den linken Flügel zurücknehmen, weil wir nach rechts keinen Anschluß mehr haben. Also heraus aus den Löchern und hundert Meter einschwenken. Hinter uns stürzt der Gegner vor und brüllt ‚urräh'.

Er nistet sich in unsere schönen Löcher ein. Zwei Stunden später haben wir wieder Anschluß. Ich sage zu meinen Männern: ‚Jungens, wir müssen wieder vor, wir müssen unsere alte Hauptkampflinie wieder haben!' — Wir sind dann vorgestürmt, nur ein paar Pistolen knallten, wir haben hurra gebrüllt, daß die Heide wackelte. Die ganzen hundert Meter haben wir gebrüllt, was die Lungen hergaben. Wir haben unsere Löcher wieder genommen, die Bolschewisten flohen panikartig. Aber ein paar Gefangene haben wir doch noch gemacht. Wenn ich das jetzt so erzähle, dann kommt mir das selbst wie ein Wunder vor."

*

„Oder nachts. Wir liegen alle in Löchern. Es ist hundekalt, so naßkalt. Viele haben offene, wunde Füße. Natürlich gibt es welche, die meinen den Iwan ‚urräh' schreien zu hören, wenn ein Hahn kräht. Die gibt's überall, wir sind ja auch kein Verein von Musterknaben. Es ist totenstill. Man starrt in die Dunkelheit und horcht. Plötzlich beginnt es. Links schreien sie ‚urräh', dann rechts, dann in der Mitte. Es liegt System darin. Es hört sich, da der Wind auf uns liegt, tatsächlich so an, als griffen sie an. Und es geht auch schon bei uns von Mund zu Mund, es springt von einem Loch auf das andere über. ‚Die greifen an ...!' Die Spannung hat den Höhepunkt erreicht. Irgendeiner sagt: ‚Wenn sie nun durchbrechen ...?' Da höre ich einen meiner Unteroffiziere: ‚Mensch, ihr Idioten, die liegen genau so wie wir in ihren Löchern und brüllen man nur. Merkt ihr das denn nicht ...?' Und nach einer Pause: ‚So, jetzt brüllen wir!' Und ich sage Ihnen, die haben gebrüllt, daß es eine wahre Pracht war. Die Bolschewisten haben sich nachts nicht mehr gemeldet, sie kamen auch nicht 'ran. Als wir ganz früh 'rübersahen, merkten wir, daß ihre Löcher leer waren. Man kann mit guten Nerven Krieg führen, sage ich Ihnen."

*

„Ich gehe nachts immer die Stellungen ab. Jeder gute Führer muß darauf bedacht sein, seine ihm anvertrauten Männer zu stärken. Ich gebe also, wenn ich so von Loch zu Loch krieche, eine Art Nervennahrung aus. Manchmal genügt ein kleines Gespräch, manchmal ein Hinweis, manchmal auch eine ‚Zigarre' oder ein Anschiß. Oft genügt auch für die beiden, die da im Loch liegen, schon die bloße Gegenwart eines dritten. Wenn ich mir jetzt überlege, was diese Männer so leisten, während sie so wachend nachts in einem Erdloch liegen, dann muß ich gestehen, daß es verständlich wäre, wenn in der Tat ihre Nerven einmal mit ihnen durchgehen würden. Aber es ist nicht der Fall. Das allein ist entscheidend!"

*

„Bei L. bezogen wir eine neue Hauptkampflinie, und zwar rechts von der Rollbahn. Ich hatte mit meinen dreißig Mann einen Abschnitt von fünfhundert Meter. Ich nahm — es war stockdunkel — meinen Kompaß und ging, indem ich meine Schritte zählte, die fünfhundert Meter ab. Dann blieb ich stehen, um mich nach den Anschlußmännern des Nachbarregimentes umzusehen. Ich sah und hörte nichts. Ich schoß eine Leuchtkugel ab. Nichts! Ich ging zurück, wies meine Männer ein und versuchte es dann noch einmal. Hundert Meter über unseren Abschnitt hinaus hörte ich plötzlich das Schaben von Spaten. Ich ging noch ein Stück und rief, bekam aber keine Antwort. In meinem Ärger dachte ich: Wie stur die Kerle wieder sind, da soll doch der Teufel zwischenfahren. Als wäre es Arbeit, wenn sie mir antworten würden ... Dann sah ich unmittelbar vor mir zwanzig Mann, die buddelten. Ich griff den ersten bei der Schulter und wollte sagen: ‚Könnt ihr denn nicht wenigstens antworten ...' Aber ich kam nur bis ‚ihr', dann blitzte es auch schon auf. Ich warf mich herum und rannte los. Sie ballerten hinterher, und ich hörte sie hinter mir keuchen. Natürlich bin ich durchgekommen. Nachher habe ich mir selbst auf die Schulter geklopft, weil ich die Nerven nicht verloren hatte, denn sonst hätten sie mich wohl — das wäre ja das Einfachste auf der Welt gewesen — gekascht."

*

„An der Strohschoberstellung brachen sechs feindliche Panzer durch. Ein Schütze Eins läßt bei der Gelegenheit sein Maschinengewehr liegen. Das ist für mich das Schlimmste, was ein Mensch machen kann. Ich habe ihn auch nur angesehen. Das genügte. Er rappelte sich auf, griff sich seine Bedienung, kam bis zum Strohschober vor und sprang dann über die freie Plane. Sie bekamen übles Feuer, aber ich sah, daß die Jungens alles wiedergutmachen wollten. Mit vier Mann und einem MG kamen wir ihnen zu Hilfe. Zusammen mit dem Schützen Eins und seiner Bedienung schossen wir bei der Gelegenheit zwanzig Bolschewisten ab, nahmen zwanzig weitere gefangen und erbeuteten zehn Panzerbüchsen. Der Schütze Eins zeigte sich bei dem Kampf unerschrocken und todesmutig. Er bügelte seine Schwäche wieder durch die Tat aus. Darum war auch alles wieder in Ordnung. Das MG war natürlich auch wieder in unserer Hand."

„Einer von den Meldern wurde an der rechten Hand verwundet. Er hatte Schmerzen. Das wußte ich. Aber er gab keinen Laut von sich. Er kam zu mir und baute sich auf, grüßte mit der Linken zackig, stand stramm wie gegossen und sagte: ‚Grenadier Mai meldet sich wegen Verwundung ab. Ich wünsche der Kompanie für die Zukunft alles Gute!' Machte eine Kehrtwendung, ging. Solch ein Mann wirkt durch sein Vorbild auf alle, die sich schwach fühlen."

*

„Sehen Sie sich das an: Ein Geschoß hat meinen Stiefel glatt durchgewichst, ein Granatwerfersprengstück meine Tasche, in der ich eine Flasche Likör für meine Männer aufbewahrte, als ich vorging. Und hier ist ein Splitter durch meinen Ärmel gegangen. Mir ist nichts passiert. Glück muß der Mensch haben. Glück und gute Nerven. — Ich muß mir heute meinen Vollbart abnehmen, der macht mich älter, als ich bin. Ich bin nämlich erst dreiundzwanzig. Natürlich ändert man sich im Laufe der Zeit, innerlich und äußerlich. Das liegt auf der Hand. Stellen Sie sich vor, vor sechs Jahren machte ich mein Abitur. Aber ich fühle mich immer noch wohl in meiner Haut. Ich hab' hier 'ne Menge dazugelernt, ich habe Männer kennengelernt. Sehen Sie sich diese Kerle an, die kann nichts erschüttern!"



Amerikanische Beutewaffen

Der Raketenwerfer Bazooka



Im afrikanischen Feldzug trat erstmalig eine neue infanteristische Panzernahbekämpfungswaffe der Amerikaner auf. Neuartig bei dieser Waffe ist vor allen Dingen der Raketenantrieb der Panzergranate. Eine im Geschoß eingebaute Treibladung aus Nitroglyzerinpulver bewirkt ihren Antrieb. In einem leichten Rohr, in das eine Batterie eingebaut ist, welche die Zündung elektrisch auslöst, erhält das Raketengeschoß seine Flugrichtung. Mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 90 m-Sek. verläßt die Panzergranate das Rohr. Die Durchschlagwirkung ist sehr von dem Auftreffwinkel der Granate abhängig; dieser muß mindestens 30° betragen, damit der Zünder die Sprengladung noch zur Detonation bringt. Hierbei hinterläßt aber die Detonation schon keine richtige Spur mehr auf der Panzerplatte. Die Treffsicherheit ist nicht besonders groß. Sie ist durch das Antriebsprinzip und die geringe Geschwindigkeit des Raketengeschosses nicht einwandfrei. Wie für jede neue Waffe eine Gegenwaffe gefunden wird, so sind auch unsere Panzer stark genug, um mit dieser neuen amerikanischen Waffe fertig zu werden.

Panzergranate AT M 1. Das Kaliber beträgt rund 5,9 cm, die sechsfachen Flügel dienen zur Stabilisierung der Flugbahn. Die Granate wird von hinten eingeschoben. Nach der elektrischen Zündung wird ein Gasstrahl nach hinten abgeblasen und setzt das Geschoß in Bewegung

Das Werferrohr. Die beiden Griffe dienen zum Halten beim Abschuß. In dem Kasten ist die Batterie für die Zündung untergebracht. Seitlich am Rohr befindet sich die Visiereinrichtung, die für vier verschiedene Entfernungen eingerichtet ist. Höchstschußweite 200 m



Woher stammt unser Pferd?

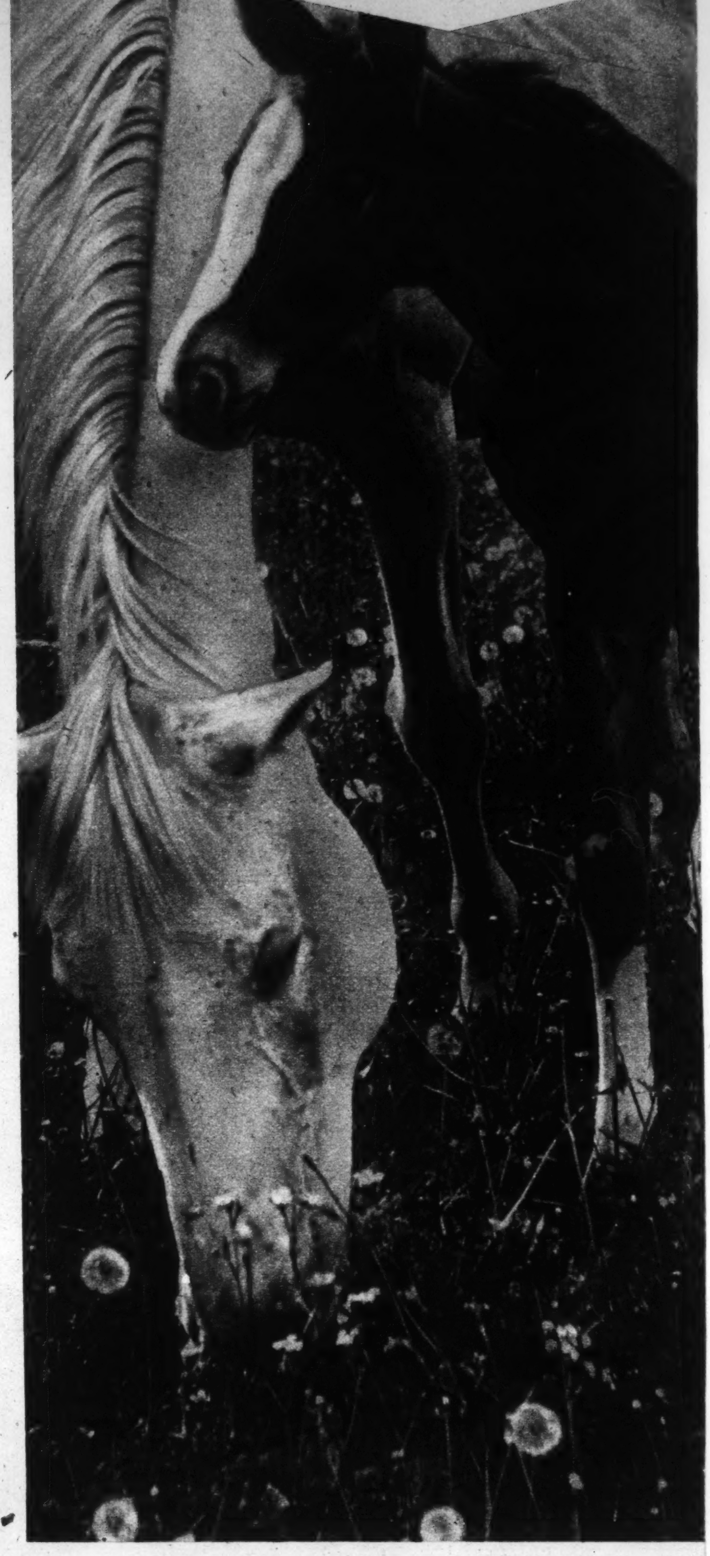
DER SIEGREICHE WEG DES „GÖTTLICHEN TIERES"

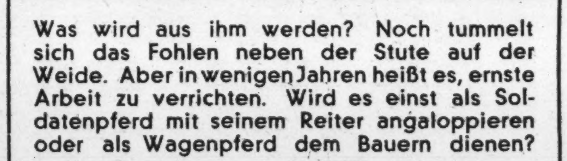
In jedem Kriege entwickelt sich die Kriegstechnik sprunghaft vorwärts. Heute, in den großen Bewegungs- und Materialschlachten, hämmern die Motoren ihr Lied, heulen die Kompressoren auf. Aber immer noch jagen die Meldereiter auf ihren zuverlässigen „Kriegsmaschinen" durch jedes Gelände nach vorn, immer noch klappern die Hufe der Pferde auf den Rollbahnen zur Front, immer noch — trotz aller Prophezeiungen, die moderne Armee werde restlos motorisiert sein — ist die Zahl der Pferde innerhalb des Heeres weiter gestiegen. Es gibt eben doch Grenzen der Technisierung, über die hinaus die seit Jahrtausenden erprobte „universalste Waffe", unser vierbeiniger Kriegs- und Arbeitskamerad, sein Recht behaupten wird.

Bis zum heutigen Tage ist das Pferd überall siegreich durch die Weltgeschichte galoppiert. Es begann, als Indogermanen vom eroberten Hindostan aus die Völker Asiens, die des Vorderen Orients und Europas zum ersten Male mit dem gezähmten Wildpferd des asiatischen Hochlandes bekannt machten. Das Reitervolk der Mongolen hat seinen Großstaat im Fernen Osten nur aufbauen können, weil es im Besitz von leistungsfähigen Pferden war. Die Reiterscharen der Fürsten des Ostens fegten über das uralte chinesische Reich hinweg und wurden Herren in jenem Riesenraum Asiens bis zu den Grenzen Europas. Mehrere hundert Jahre hat dieses Weltreich bestanden und war nur denkbar durch die Qualität des Pferdematerials. Es gab ein vorzüglich entwickeltes Verkehrsnetz und eine solch pünktliche Postzustellung über die ungeheuren Entfernungen Asiens hinweg, daß wir heute noch erstaunt sind. Und sprengten nicht die Reiterscharen Mohammeds über Kleinasien und den Balkan hinweg, eroberten sie nicht die Gestade des Mittelmeeres und drangen über die Straße von Gibraltar tief nach Spanien ein? Es war nicht nur ihr religiöser Fanatismus, der sie vorantrieb, sondern sie hatten dank ihres edlen und hochgezüchteten Pferdematerials einen erheblichen Vorsprung vor anderen Heeren jener Zeit. Nehmen wir ein anderes Beispiel aus der Geschichte. Als um die Wende des 16. Jahrhunderts die spanischen Eroberer in die amerikanischen Reiche der Inkas und Azteken eindrangen und mit ihren Pferden angaloppierten, ergriff die indianischen Völker ein panischer Schrecken vor diesen „göttlichen Tieren" und lähmte ihre Kraft. Denn das Urpferd Amerikas war schon seit Jahrtausenden ausgestorben, sie sahen Pferd und Reiter als ein Wesen an und verloren vor dieser neuen „Waffe" völlig die Fassung.

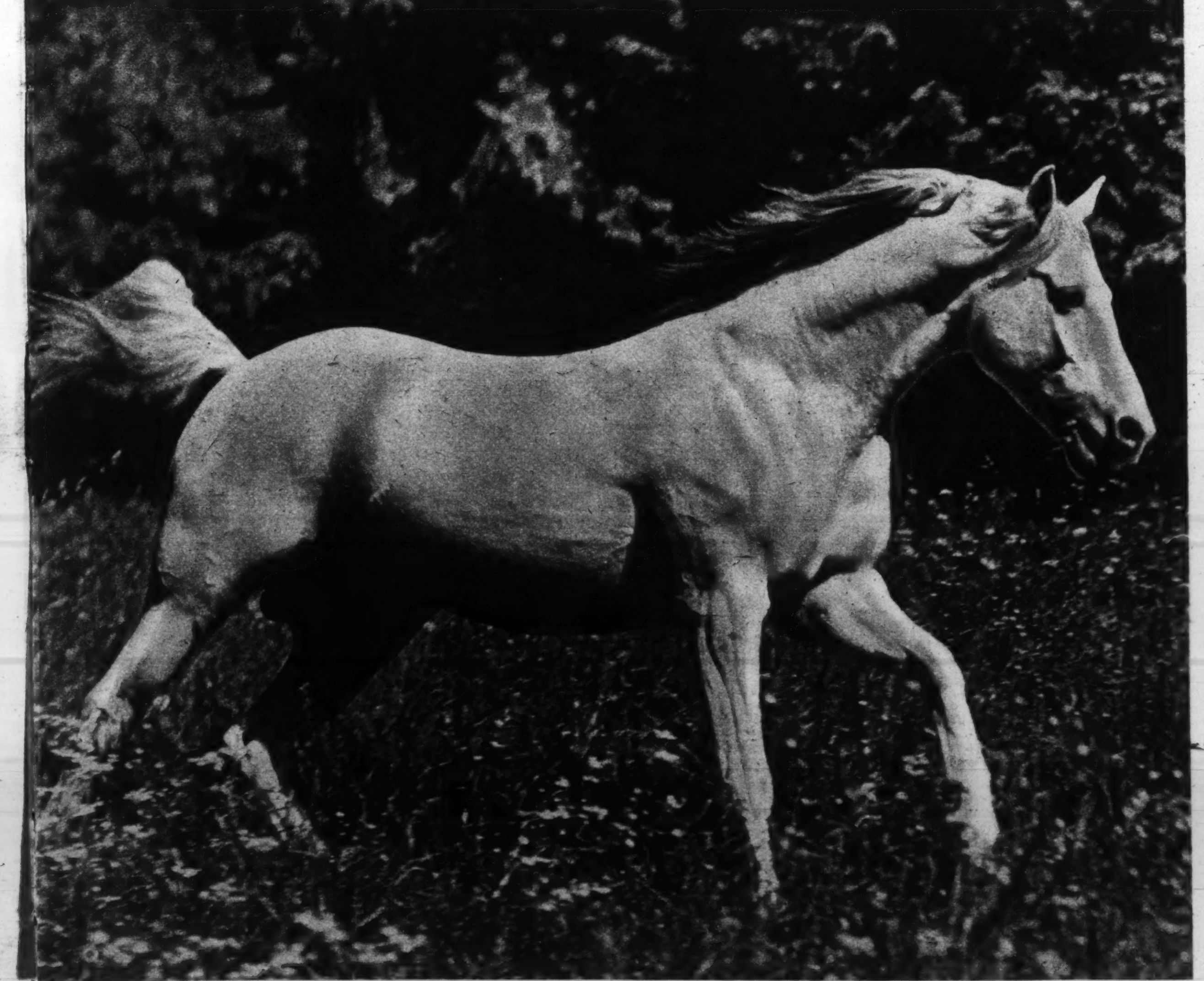
Wie sind nun die oft weltgeschichtlichen Erfolge der berittenen Kriegsheere zu erklären? Es ist nicht nur der Schneid der Reiter oder das Pferdematerial an sich, sondern es kommt der in jedem Pferde schlummernde Urinstinkt hinzu, das schnellste seiner Herde zu sein und sich an die Spitze der galoppierenden Scharen zu setzen, wie es sich z. B. bei den großen Wildpferdherden des Ostens besonders ausprägte.

Die Natur hat aber auch unser edelstes Tier mit seltenen Gaben ausgestattet. Wir stellen fest, daß es ein erfolgreicher Spezialist im Schnell- und Langstreckenlauf ist. Nur einige Zahlen: wenn ein Pferd Schritt geht, bewältigt es 1,5 bis 2,5 m in der Sekunde. Diese Strecke entspricht der normalen Fußgängergeschwindigkeit. Im normalen Trab legt es eine Strecke von 3 bis 5 m in der Sekunde zurück, das entspricht fast der Leistung eines Kurzstreckenläufers. Sobald es zum Galopp ansetzt, schafft es 7 bis 10 m in der Sekunde. Diese Geschwindigkeit könnte nur von einem Radrennfahrer durchgehalten werden. Ein guter Renntraber läuft sogar 13 m in der Sekunde. Im Renngalopp legt das Pferd eine Strecke von 9 bis 18 m zurück, das ist die Geschwindigkeit eines Personenzuges oder eines Autos. Ja, ein berühmter Vollbluttraber hat im Renngalopp sogar spielend 21,5 m in der Sekunde geschafft, also die Geschwindigkeit eines normalen D-Zuges erreicht. Man sieht, daß die 252 einzelnen Knochen des Pferdes zu einem für den Schnelldauerlauf un-





Was wird aus ihm werden? Noch tummelt sich das Fohlen neben der Stute auf der Weide. Aber in wenigen Jahren heißt es, ernste Arbeit zu verrichten. Wird es einst als Soldatenpferd mit seinem Reiter angaloppieren oder als Wagenpferd dem Bauern dienen?



Edelstes arabisches Vollblut. Härte, Genügsamkeit und Ausdauer sind die hervorstechendsten Eigenschaften der Araber. In allen Voll- und Halbblutrassen kreist heute ein Tropfen dieses temperamentvollen arabischen Blutes. So ist es gelungen, durch diese wertvollen Anlagen der „Orientalen" das Zuchtziel unserer Pferderassen ständig zu steigern

erhört zweckmäßigen Skelett zusammengefügt sind. Aber auch das Atmungsvermögen, die „lange Puste", ist wichtig für die Hochleistung des Pferdes. Normalerweise atmet ein Pferd zwölf Atemzüge in der Minute. Nach einem Galopp vermag es jedoch ohne weiteres das Fünf- bis Sechsfache zu schaffen. Eine andere verblüffende Zahl über die große Zweckmäßigkeit des „Hafermotors": um seinen Durst zu stillen, kommt das Pferd mit ein paar Eimern Wasser am Tage aus. In besonderen Fällen kann es jedoch bis zu 180 Liter Wasser schlucken, um uns andererseits durch seine Anspruchslosigkeit zu überraschen. Denn schon mit 6 Liter Wasser pro Tag kann ein Pferd im Ernstfall einen Monat lang aushalten, ja, dabei noch in den ersten zehn Tagen normale Traberarbeit leisten.

*

Der Bey von Tunis hatte für den französischen König Ludwig XV. als besonders würdiges Geschenk mehrere wertvolle Berberhengste nach Frankreich bringen lassen. Durch die lange, strapazenreiche Reise waren die Tiere aber derart heruntergekommen, daß sie am französischen Hof nur Spott und Hohn ernteten. Die meisten von ihnen wurden verschleudert, einer — es war der spätere „Godolphin Arabian" — an einen Fuhrmann verkauft. Infolge Hungers und schlechter Behandlung völlig entkräftet, stürzte er auf glatter Straße einmal vor seinem Wagen nieder. Ein englischer Quäker, der des Weges kam, kaufte den arg zusammengefallenen Hengst für 15 Louisdor auf und transportierte ihn nach England. Dank der guten Pflege bei seinem neuen Herrn, dem Earl of Godolphin, machte er sich jedoch prächtig heraus und durfte sogar als Probierhengst für einen Beschäler des Gestütes wirken. Als dieser sich eines Tages weigerte, die vorzügliche Stute „Roxana" zu decken, mußte „Godolphin Arabian" einspringen. Aus dieser Paarung ging „Lath", das berühmteste Rennpferd seiner Zeit, hervor. Seit diesen Tagen kreist in den Adern jedes Vollblutpferdes ein Tropfen arabischen Blutes. Heute werden nur solche Pferde als Vollblut anerkannt, die ihren Ursprung auf die Stammeltern des im Jahre 1793 erschienenen „Allgemeinen Gestütbuches" zurückführen können.



Streitwagen jagen gegen den Feind. Bereits vor Jahrtausenden tritt das Pferd als „Waffe" vor dem Streitwagen zum ersten Male in Erscheinung. Oftmals haben die rasenden Angriffe dieser Kampfwagen des Altertums viele Schlachten großer Feldherren entschieden



Schweres rheinisches Kaltblut legt sich ins Geschirr. Was sie mit der Masse ihres wuchtigen Körpers fortschaffen, ist erstaunlich

Charakteristisch für das englische Vollblut ist der lange Rumpf, die breite, tiefe Brust sowie der edel angesetzte schlanke Hals mit dem ausdrucksvollen Kopf. Bei der Arbeit entwickelt das Vollblutpferd seinen wahren Adel erst in dem eleganten, weitausgreifenden Galopp, der von keiner anderen Rasse übertroffen wird. Die bekanntesten deutschen Vollblutgestüte sind das von August dem Starken gegründete Hauptgestüt Graditz bei Torgau sowie die Privatgestüte Schlenderhan, Burg-Rötgen u. a.

Die Heimat der Kaltblutrasse liegt vor allem am unteren Rhein, in den Küstenländern der Nordsee sowie in Schleswig. Die Kaltblüter sind wie jedes Pferd das Produkt der menschlichen Züchtung, aber auch das Produkt ihrer Landschaft: auf den weiten, fetten Weiden der norddeutschen Ebene wächst ein starkknochiges schweres Pferd, während in den mageren Wüsten ein „trockenes" Aussehen — so beim Araber — vorherrscht.

Karl der Große war ein besonderer Förderer des Kaltblutpferdes, das allein als Kriegspferd für die schwergepanzerten Ritter in Frage kam. Erst später, mit der Erfindung der Schußwaffen und der damit veränderten Kampfesweise, tritt es hinter die leichten und beweglicheren Pferderassen zurück. Als schweres Zugpferd spielt das Kaltblut auch innerhalb des modernen Heeres noch eine gewisse Rolle.

Das Warmblut, oft auch als Halbblut bezeichnet, steht zwischen dem Vollblut- und Kaltblutpferd. Es stellt auf jeden Fall den weitaus größten Prozentsatz des vom Heer geforderten Pferdematerials. Die Blutbeimischung von Vollblut sowie Araberblut ist entsprechend dem Zuchtziel in den einzelnen Landeszuchten Deutschlands verschieden. Auf den saftigen Weiden und unter dem harten Klima Ostpreußens gedeiht ein Pferdeschlag, der an Anspruchslosigkeit, Ausdauer und Härte kaum übertroffen werden kann. Weit gerühmt ist vor allem das vor 200 Jahren gegründete Gestüt Trakehnen, das Jahr für Jahr dem deutschen Heer in großer Zahl beste Leistungspferde zur Verfügung stellt. Auch das warmblütige hannoversche, holsteinische sowie oldenburgische und ostfriesische Pferd hat in jahrhundertelanger Züchterarbeit eine hervorragende Qualität erreicht.

Im ersten Weltkrieg sind 1½ Millionen Pferde in der deutschen Armee eingesetzt worden, davon haben 900 000 ihre Treue zum Menschen mit dem Tode besiegelt. Im jetzigen Ringen um die deutsche Existenz hat das Kriegspferd im Osten wiederum unerhörte Leistungen vollbracht. Die Überwindung des weiten Ostraumes mit seinen Morästen und grundlosen Wegen wäre ohne Pferdeeinsatz oft unmöglich gewesen. In sengender Glut und schneidender sibirischer Kälte, oftmals — wenn ein geregelter Nachschub nicht möglich war — nur von trockenen Grasbüscheln, vom Strohdach eines Panjehäuschens oder Fichtenzweigen genährt, hat das Pferd immer seine Pflicht getan. Es ist Soldat im wahrsten Sinne des Wortes und ist tausendfach einen ehrenvollen Soldatentod gestorben. Auf seine Hilfe kann ein modernes Heer nicht verzichten. Motor und Pferd sind Hilfsmittel zum Sieg.

Leutnant Dr. Hans-Friedrich Werkmeister

Deutsches Warmblut, das in langen Jahren nach mühevoller Züchterarbeit entstandene edle deutsche Gebrauchspferd. Die meisten unserer Soldatenpferde gehören dieser Warmblut- oder Halbblutrasse an und sind in den bekanntesten Gestüten Deutschlands groß geworden. Entsprechend dem jeweiligen Zuchtziel wird ständig Vollblut eingekreuzt. Anspruchslos, zäh und ausdauernd, so hat der Soldat das Kriegspferd als seinen treuen, zuverlässigen Kameraden schätzen gelernt

Aufnahmen: Hein Gorny (3)





Zeichnung: Theo Matejko



IM VISIER

Von den Pflichten eines Verwundeten

Wenn wir verwundet werden, haben wir eine starke und eine schwache Seite: Unsere Widerstandskraft ist nicht sofort gebrochen, sondern oft wächst der Verwundete noch über sich selbst hinaus, geht noch einmal in die vordere Linie, organisiert neuen Widerstand, übergibt mit betonter Sorgfalt sein Maschinengewehr oder wenigstens — schimpft er. Der spürbare Leidensweg setzt erst etwas später ein.

Die schwache Seite zeigt sich erst weiter rückwärts. Dort neigt der Soldat, der aus schwerem Kampf verwundet zurückkommt, dazu, mit seinen Erlebnissen anzugeben. Seine Schilderungen hören sich dann oft sehr beängstigend an. Nicht selten haben Verwundete ja den Eindruck, daß sie die letzten ihrer Kompanie sind und dort vorn nun alle nach heldenmütigem Widerstand überwältigt sind. Oft ist natürlich die Lage dort krisenreich gewesen.

Je weiter der Verwundete zurückkommt, desto größer wird der Kreis seiner direkten und indirekten Zuhörer: Vorn sind es die Kameraden des Regiments, der Division, die noch durch die gleichen Erlebnisse einander verbunden sind. Der Rahmen wächst beim Hauptverbandplatz und beim Feldlazarett. Stimmungsberichte von der Front gehen hier mit den leichter Verwundeten zu anderen Divisionen, schließlich zu Soldaten der ganzen Armee.

Im Heimatlazarett ist diese „Streuung" am größten. Schwestern und Sanitätspersonal verbinden durch Gespräche und Briefe die Front mit der Heimat. Menschen aus allen Gauen des Reiches und von allen Fronten treffen aufeinander. Das muß der Verwundete bedenken. Seine Angabe über den Kampf, wie er ihn aus seinem Schützenloch erlebt hat, wird hier von einem großen Menschenkreis als Kennzeichnung der Lage an der Gesamtfront empfunden. Damit nehmen wir Verwundete eine Pflicht auf uns. Wir werden uns hüten, den Kampf als leicht hinzustellen. Aber wir werden immer unterscheiden müssen, was von unseren Äußerungen als allgemeingültig durchgehen kann.

Dabei ist wichtig zu wissen, daß dem verwundeten Soldaten von der Heimat unbedingter Glauben geschenkt wird. Das ergibt also für uns eine Verantwortung. Es ist daher nicht allein damit getan, seine Knochen auszuheilen und eine Zeit abseits zu stehen, sondern es ist außerdem an uns, in Fragen, die von der Heimat oder jüngeren Soldaten an uns herangetragen werden, klärend zu wirken. Damit helfen wir den Kameraden draußen indirekt, aber sehr wirksam.

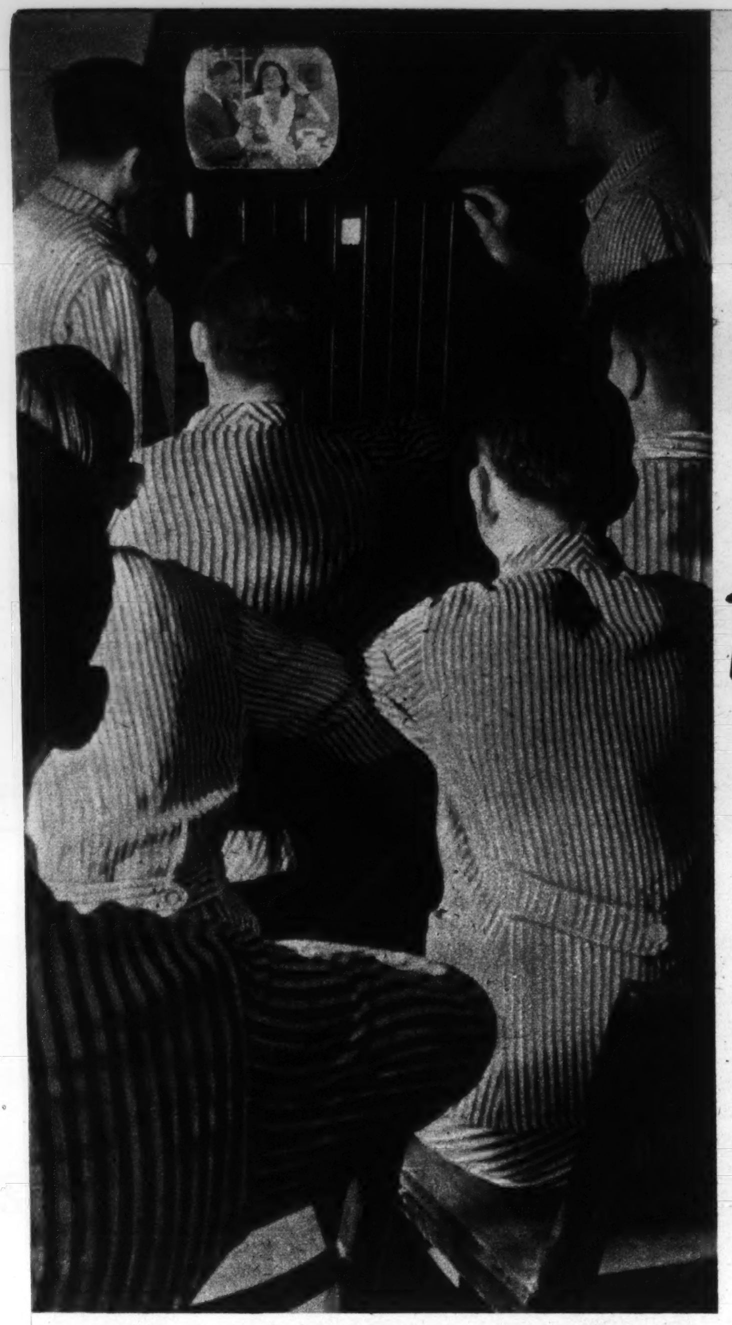
Die Siegeszuversicht und Opferbereitschaft der Heimat ist über jeden Zweifel erhaben. Wenn aber irgendwelche seltsamen Leute uns fragen, wie lange wohl der Krieg noch dauert, so ist das schon eine Frechheit, weil gerade wir ja uns tagtäglich bis zu unserer Verwundung für seine siegreiche Beendigung abgemüht haben. Auch ist es wenig einsichtsvoll und zeugt von keiner großen Intelligenz, wenn man gerade uns die Frage vorlegt, ob uns nicht die Massen der Sowjets erdrücken würden. Denn wir haben ja in härtesten Kämpfen den Beweis von unserer Überlegenheit über die feindlichen Massen erbracht.

Gegenüber den neuesten Versuchen der feindlichen Propaganda, den Bolschewismus zu verharmlosen, ist es außerdem unsere ständige Pflicht, unsere Beobachtungen über bolschewistische Menschenführung, „Ritterlichkeit" im Kampf klar auszusprechen.

Wenn wir etwas tiefer sehen wollen, so ist es für uns als Verwundete interessant, die heutige Lage unserer Heimat mit der am Ende des Weltkrieges zu vergleichen. Die Schilderung des Führers über seine Lazarettzeiten 1916 in Beelitz bei Berlin und 1918 in Pasewalk muten uns wie eine versunkene Welt an. Die Prahlereien der Drückeberger, die Stellung der Juden, das unendliche soziale Elend der Familien und die politische Großmäuligkeit von „Männern", die nie einen Schuß hörten, ein Munitionsarbeiterstreik, während vorn gekämpft wird — das alles läßt uns heute nicht nur den Kopf schütteln. Es bedeutet uns Lehre und Zuversicht.

Die gesamte Betrachtung aber zeigt, daß jeder, wenn er verwundet wird, als Auftrag seiner vorn weiterkämpfenden Kameraden Pflichten und Verantwortung auf sich nimmt.

Hauptmann Helmut Beck



THEATER FÜR VERWUNDETE *ferngesehen*



Täglich bietet der deutsche Fernsehsender verwundeten Kameraden ein buntes Programm, das, dem Zeitgeschehen entnommen, Theater, Kurzfilme, Konzerte und Sportereignisse vermittelt. So zählen die geruhsamen Stunden vor dem Bildschirm zu den schönsten eines Lazarett-Tages

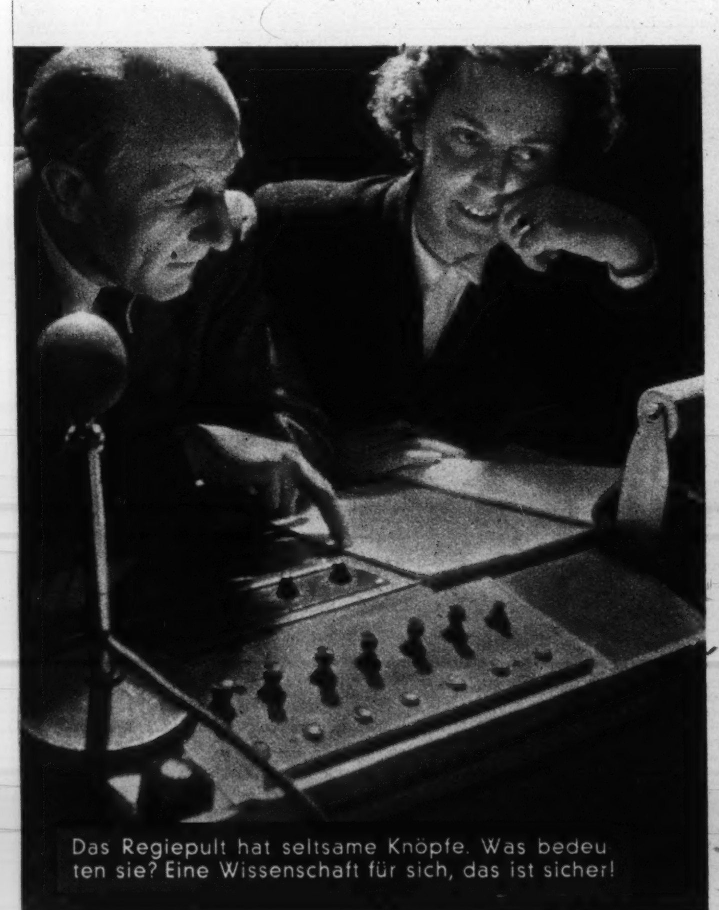
Während man auf der einen Seite gespannt wartet — bereitet man sich im Sender auf die „Vorstellung" vor. Hier spricht Marianne Simson noch kurz mit dem Regisseur (Bild oben rechts) und hilft auf „offener Szene" noch einmal mit ihrer Kollegin der Schminke nach, die bei dem besonders starken Licht entsprechend kräftig sein muß (Bild rechts)



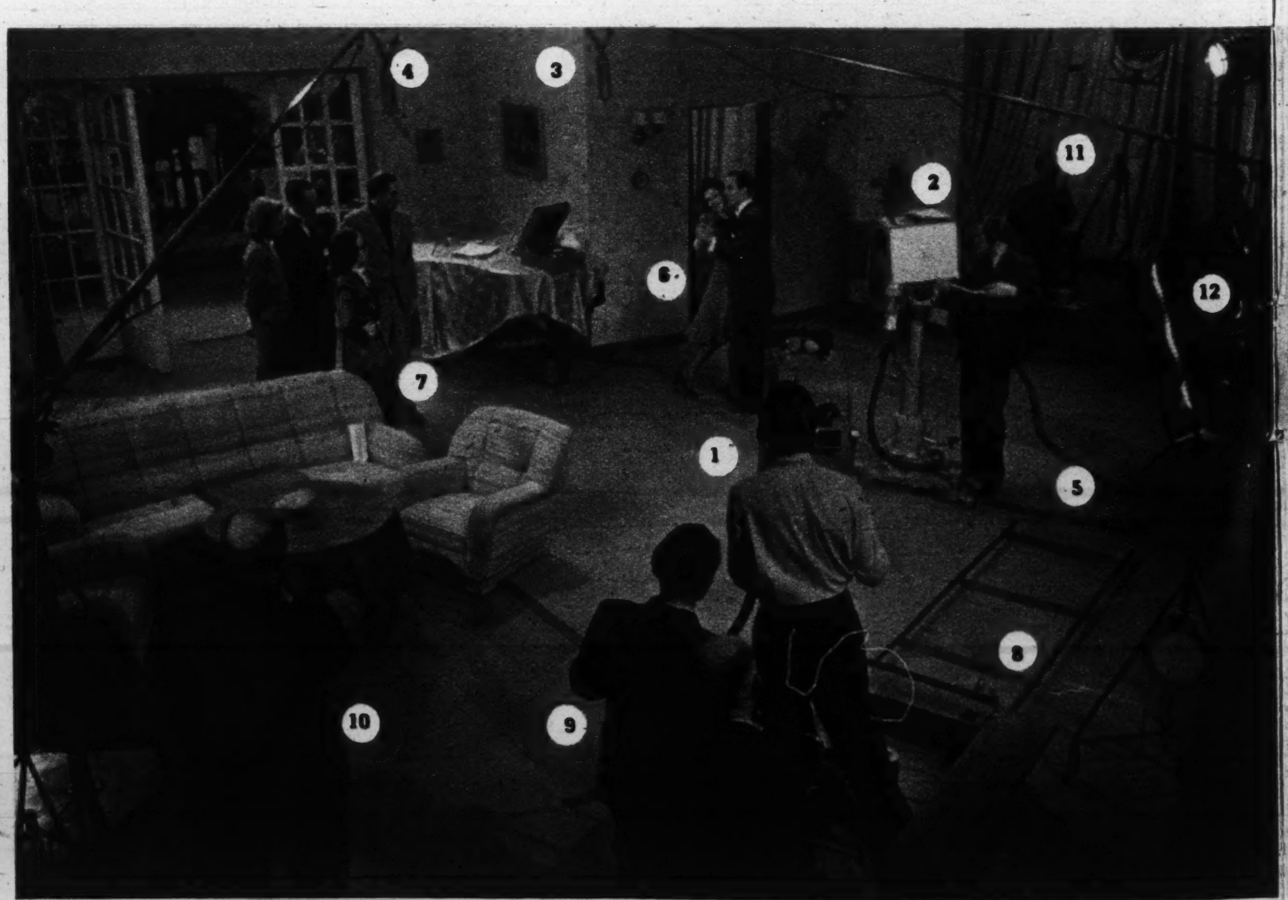
Bis zur Eröffnung des regelmäßigen deutschen Fernsehrundfunkdienstes am 22. März 1935 war das Fernsehen eine Angelegenheit der wenigen Fachleute, die in zäher und mühevoller Kleinarbeit das hohe Ziel erreichten, Bilder von Handlungen, Bewegungen, sich zeitlich ändernden Szenen auf elektrischem Wege zu übertragen. Wie bei der Filmwiedergabe vermittelt man dem Fernsehteilnehmer den stetig verlaufenden Bewegungsvorgang durch schnelle Bildwechsel (25 Bilder in der Sekunde). Die Übertragung jedes Einzelbildes geschieht beim Fernsehen durch eine Bildfeldzerlegung (Rasterung), bei der das Bild in schneller Folge zeilenförmig in Bildpunkte aufgelöst wird. Bei den modernen elektrischen Bildfeldzerlegern wird in der geschilderten Weise ein Kathodenstrahl über das Bild geleitet, wobei den Helligkeitswerten jedes Bildpunktes entsprechende Stromschwankungen erwirkt werden, die eine Fernübertragung des Bildinhaltes ermöglichen.

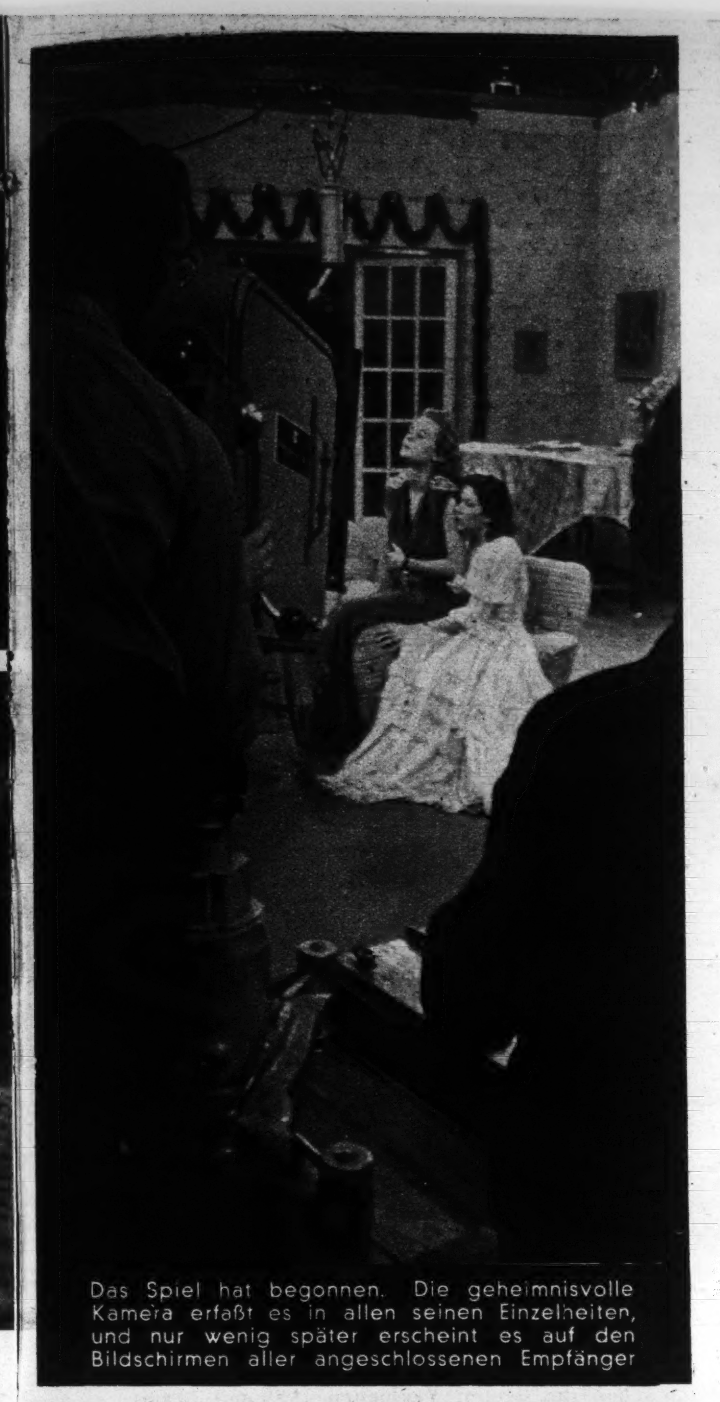
Die rundfunkmäßige Verbreitung übernimmt ein Ultrakurzwellensender, der Bild und Ton ausstrahlt und mit den Fernsehgeräten in den Lazaretten empfangen werden kann.

Zwischen den ersten Versuchen 1928 mit 30zeiligen Bildern bis zum modernen 441zeiligen Bild, bei welchem das frühere Bildflimmern nicht mehr auftritt, liegt ein stolzer Weg der Entwicklung der deutschen Fernsehtechnik, die jetzt in Kriegszeiten in erster Linie Verwundeten zugute kommt. Der Mensch hat sich das Wunder „Fernsehen" selbst geschaffen, und er wird es so formen, daß es eines Tages das Leben genau so beherrschen wird wie der Rundfunk. Dann wird in jedem Heim ein Fernsehempfänger stehen. Dann wird es keine Ferne mehr geben, die nicht zu überbrücken wäre.

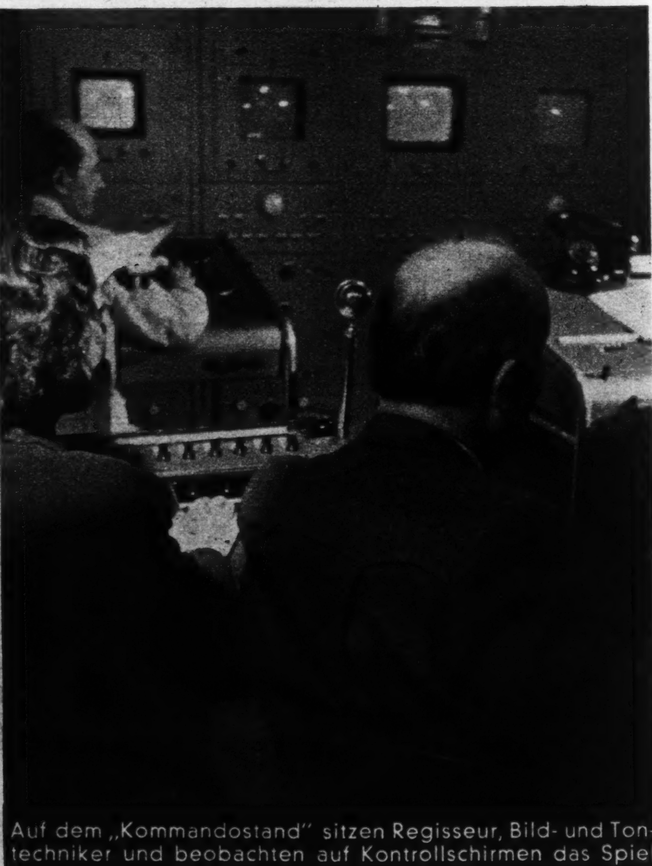


Das Regiepult hat seltsame Knöpfe. Was bedeuten sie? Eine Wissenschaft für sich, das ist sicher!





Das Spiel hat begonnen. Die geheimnisvolle Kamera erfaßt es in allen seinen Einzelheiten, und nur wenig später erscheint es auf den Bildschirmen aller angeschlossenen Empfänger



Auf dem „Kommandostand" sitzen Regisseur, Bild- und Tontechniker und beobachten auf Kontrollschirmen das Spiel

1. Bildkamera mit Kameramann, der über Kopfhörer vom Zentral-Regieraum aus dirigiert wird. **2.** Zweite Aufnahmekamera, die die fortlaufende Sendung ermöglicht. **3.** und **4.** Zwei Mikrophone zur Tonaufnahme. **5.** Speisekabel für die Kamera zur Stromzuführung und Rückführung des abgetasteten Bildes. **6.** Schauspieler während der Aufnahme. **7.** Auf den Einsatz in Verbindung mit Kamera 2 wartende Schauspieler. **8.** Schienenbahn für Kamerawagen. **9.** Kamerahilfen für fahrende Kamerawagen. **10.** Aufnahmeleiter im Studio. **11.** Der Inspizient, der für den pünktlichen Auftritt der Schauspieler und den reibungslosen Ablauf der Szene verantwortlich ist. **12.** Scheinwerfer, die die zur Aufnahme notwendige Lichtfülle geben

Bildbericht von Leutnant Erich Bauer



DER FÜHRER VERLIEH DIE SCHWERTER ZUM EICHENLAUB

Generalfeldmarschall Günther von Kluge,
Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe,
als 40. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Generalleutnant Gerhard Graf von Schwerin,
Kommandeur einer Panzer-Grenadier-Div.,
als 41. Soldaten der deutschen Wehrmacht

DAS EICHENLAUB ZUM RITTERKREUZ

Major Hans-Detlef von Cossel †,
Abteilungskommandeur in einem Panz.-Rgt., gefallen in den Kämpfen an der Ostfront, als 285. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Major Hans Fritsche,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt., als 307. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Hauptmann Bodo Spranz,
Batteriechef in einer Sturmgeschütz-Abt., als 308. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberfeldwebel Josef Schreiber,
Zugführer in einem Sturmregiment, als 309. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Hauptmann Hans Pestke,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt., als 311. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Generalleutnant Julius Ringel,
Kommandeur einer Gebirgs-Division, als 312. Soldaten der deutschen Wehrmacht

General Rudolf Frhr. von Roman,
Kommandierender General eines Armeekorps, als 313. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberst Ernst Voß,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments, als 314. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberstleutnant d. R. Albert Graf v. d. Goltz,
Führer eines Gebirgsjäger-Regiments, als 316. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Hauptmann Ernst Ziemer,
Kompaniechef in einem Grenadier-Bataillon, als 317. Soldaten der deutschen Wehrmacht

DAS RITTERKREUZ ZUM EISERNEN KREUZ

Unteroffizier Kurt Bade,
Zugführer in einer Panzer-Aufklärungs-Abt.
Hauptmann Josef Bader,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.
Oberfeldwebel Paul Baumann,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment
Oberst Dr. Hermann Bracher,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments
Feldwebel Franz Bredemeyer,
Zugführer in einem Panzer-Grenadier-Rgt.
Unteroffizier Gerhard Bruchmann,
Gruppenführer in einem Grenadier-Regiment
Oberstleutnant Wilhelm Buck,
Kommandeur eines Panzer-Grenadier-Rgts.
Hauptmann Rudolf von Bünau †,
Kommandeur einer Panzer-Auflärungs-Abt.
Hauptmann Wolfgang Darius,
Kommandeur einer Panzer-Abteilung
Obergefreiter Ernst David †,
MG.-Schütze in einem Grenadier-Regiment
Oberleutnant d. R. Rudolf Denninger,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.
Oberjäger Josef Ehinger,
Gruppenführer in einem Gebirgsjäger-Rgt.
Oberst Josef Elbl,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments
Hauptmann d. R. August Endriß,
Batteriechef in einem Artillerie-Regiment
Major Josef Fischer,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.
Feldwebel Simon Freutsmiedl,
Zugführer in einem Jäger-Regiment
Oberfeldwebel Rudolf Fuchs,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment
Oberleutnant d. R. Wilhelm Glaser,
Zugführer in einem Panzer-Grenadier-Rgt.
Feldwebel Emil Goden,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment
Hauptmann Friedrich Goldammer,
Kommandeur einer Schnellen Abteilung
Oberfeldwebel Johann Göttler,
Zugführer in einem Panzer-Grenadier-Rgt.

Hauptmann Ernst Guschker,
Kommandeur eiees Grenadier-Bataillons
Oberfeldwebel Hansgeorg Haase,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment
Feldwebel Hermann Hartmann,
Zugführer in einem Pionier-Bataillon
Oberfähnrich Max Haschberger,
Ordonnanzoffizier in einem Grenadier-Rgt.
Oberleutnant Günter Hasenbeck,
Kompanieführer in einer Panzer-Aufklärungs-Abteilung
Hauptmann Hansjörg Hauser,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment
Unteroffizier Helmut Heutling,
Richtschütze in einer Infanteriegeschütz-Kompanie
Major d. R. Reinhard Hoerning †,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.
General der Infanterie Karl Hilpert,
Kommandierender General eines Armeekorps
Hauptmann Graf Clemens von Kageneck,
Kommandeur einer Tiger-Abteilung
Unteroffizier Josef Karl,
Geschützführer in einer Panzerjäger-Abt.
Hauptmann d. R. Helmut Kiesling,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.
Hauptmann Albert Knop,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.
Oberleutnant d. R. Gerhard Konopka,
Bataillonsführer im Grenadier-Regiment „Großdeutschland"
Feldwebel Herbert Kriening,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment
Oberwachtmeister Kurt Krüger †,
Batterieoffizier in einem Artillerie-Regiment
Generalmajor Otto Lüdecke,
Kommandeur einer Infanterie-Division
Leutnant d. R. Bernhard Mikus,
Kompanieführer in einem Panzer-Gren.-Rgt.

Hauptmann Eberhard Münzner,
Regimentsadjutant in einem Panzer-Grenadier-Regiment
Feldwebel Karl Nestle †,
Zugführer in einem Panzer-Grenadier-Rgt.
Unteroffizier Hans Passegger,
Fernsprechtruppführer in einem Gren.-Rgt.
Rittmeister Arno Pfeuffer,
Kommandeur einer Aufklärungs-Abteilung
Gefreiter Robert Rahlenbeck,
Richtschütze in einem Jäger-Regiment
Oberleutnant d. R. Heinz Reinhart,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.
Major Eduard Schäfer,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.
Oberleutnant Heinrich Scharff,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.
Oberstleutnant Erich Schmidt,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments
Stabsfeldwebel Heinrich Schulze,
Zugführer in einer Panzer-Abteilung
Major Heribert Stather,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments
Unteroffizier Alfred Staubach,
Gruppenführer in einem Grenadier-Regiment
Unteroffizier Gottwald Stier,
Geschützführer in einer Sturmgeschütz-Abt.
Leutnant Hans-Christian Stock,
Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung
Oberst Corneliu Teodorini,
Kommandeur einer rumänischen Kavallerie-Division
Wachtmeister Josef Trägner,
Geschützführer in einer Sturm-Artillerie-Abt.
Generalleutnant Emil Vogel,
Kommandeur einer Jäger-Division
Feldwebel Robert Vogel,
Zugführer in einem Panzer-Grenadier-Rgt.
Obergefreiter Erich Wagner,
Geschützführer in einem Jäger-Bataillon
General der Infanterie Otto Wöhler,
Kommandierender General eines Armeekorps
Hauptmann Erwin Zilger,
Kompaniechef in einer Panzerjäger-Abteilung

LAUTER WEDELLS!

PREUSSISCHE ANEKDOTE VON HANS FRANCK

Es war im Zweiten Schlesischen Krieg. Oktober. Am neunten. Sechsundzwanzig war ich damals. Und doch schon einen Krieg hinter mir. Der Erste Schlesische. Denn mit Zwanzig war ich dem Alten von der Hufe fortgelaufen. Reiten hatte ich gelernt. Gesunde Knochen bracht' ich mit. Dazu Glauben an den König. Fehlte nichts für einen guten Husaren. Der ward ich denn auch.

Im Ersten Schlesischen ließ es sich an, wie ich mir's zu Haus gedacht: Befehl des Königs — Signal — Drauf! Geknall — Gestech — weg waren sie! Im Zweiten Schlesischen kam es anders. Sie standen. Zwei-, drei-, fünfmal mußten wir angreifen, ehe sie auseinanderstoben. Ist auch vorgekommen, daß sie nicht wankten. Daß wir zurück mußten.

An jenem Tag — neunter Oktober — sollte Ziethen den Übergang über die Moldau freimachen. Bei Thein. Da erst begriff ich, was es heißt: Krieg. Wir kamen hinüber. Aber wie sah hüben, wie drüben der Erdboden aus! Man sagt es oft, sagt es, ohne daß man's vor sich sieht: Hingemäht die Opfer der Schlacht. Hier aber stimmte es: Gemäht wie Gras. Nicht nebeneinander lagen wir. Sondern übereinander. Tote und Verwundete. Wir! Denn auch mich hatte es erwischt. Am linken Oberschenkel. Von dem war ein Stück Fleisch und ein Teil des Knochens fort.

Ich dachte: Das Ende! Sah Haus, Garten, Vater, Mutter, Acker, Wiese, Kühe, Pferde, Kälber — ganz nah. Als ob ich sie mit meinen Händen anrühren könnte, und doch auch weit weg. So wie ich sie hundertfach gesehen; und doch auch, wie sie mir nie vor Augen standen. In einem Licht — es hilft zu nichts, daß ich's verschweig — ja: rot war um sie her das Licht. Gleich der bengalischen Flamme beim Feuerwerk in Berlin. Es zuckte, zischte in einem fort.

Sie ist wieder ausgeheilt, die Wunde. Damals aber dachte ich: Warum hast du's nicht auf dem Ackerfeld ausgehalten? Was hat ein Bauernjunge auf dem Schlachtfeld zu suchen? Nun mußt du mit Sechsundzwanzig fort. Und weißt noch nicht einmal, wie — — Immer in dieser Richtung weiter. Bis der scheltenden Stimme eine tröstende entgegenkam und ihr den Weg vertrat: Es geschieht für ihn! Geschieht für den König.

Ich weiß, daß es in der Schule anders gelehrt wird. Fürs Vaterland! Mag das Größere sein. Aber kann man dem Vaterland ins Gesicht seh'n? Kann man des Vaterlandes Stimme hören? Kann das Vaterland die Hand aufheben und kommandieren: „Dorthin! Drauf!" Mag das Höhere sein: Fürs Vaterland. Ich hab' gedacht: Für ihn! Und mich damit getröstet. Bis wieder das andre da war: Die Heimat im flackernden roten Licht. Und die scheltende Stimme: Warum —? Warum — —? Sechsundzwanzig!

Plötzlich hör' ich: „Wedell?" Über die scheltende und die tröstende Stimme hinweg: „Wedell?" Ich stoß' mein Nachdenken vor mir her: Wedell? Wird auch gemäht liegen. Verwundet. Oder gar tot. Wedell? War ein Husarenleutnant aus unserm Regiment. Der König hatte ihn lieb. Wedell? Verstand die Flöte zu blasen. Wie der König. Besser wohl noch. Er ist oft, wenn der König nicht schlafen konnte, des Nachts bei ihm gewesen. Sie spielten dann beide. So daß es manchmal klang: Nur einer bläst. Wedell? Ist der auch hin?

Nun war der König hüben. „Wo ist Wedell?" rief er. „Wo ist Wedell?" schrie er. Jawohl: schrie er. Wie ein Kind, dem sein Spielzeug fortgenommen ist. „Wo ist Wedell?" Immerfort. Ohne Aufhören. Ohne Sinn. Ohne Verstand. „Wo ist Wedell?" Er sah nicht die vielen. Denn er suchte den einen. Er hörte nicht das Stöhnen der Hunderte. Denn er horchte auf den einen. „Wo ist Wedell?" Ein König, begann es in mir zu sausen, soll nicht den einen sehen. Sondern die vielen. Ein König soll nicht Kind, soll König sein! Aber der Hinundhersprengende greinte: „Wo ist Wedell? Wo ist Wedell?"

Da, eh' ich wußte, daß ich es wollte, rief ich: „Majestät — —!" Er sprengte zu mir. Hielt. Kreischte mich an: „Wo ist Wedell?" Und jetzt — es war kein Heldenstück, es war vielleicht nicht einmal Bauernburschentrotz! Es war wohl nur ein Husarenstreich! — jetzt stützte ich mich mit beiden Händen auf, rief ihm zu, schrie — jawohl: schrie! — den König an: „Majestät, hier liegen lauter Wedells!" Dann fiel ich. Wie ich glaubte: meilentief. Im Schacht des Todes abwärts. Tatsächlich aber nur ein paar Zoll tief. Auf den Erdboden zurück.

Dann plötzlich wachte ich durch das Streicheln einer Hand auf. „Bin ich zu Haus?" rief ich mir zu. „Im Bett? Was hab' ich wieder geträumt? Grauenvoll muß es gewesen sein. Schweiß steht auf der Stirn — —" Da seh' ich: Der König! Er streichelt mich! Er!! Mich, der den Respekt vor ihm vergaß!

„Hört Er mich?" fragt Friedrich.

„Ja, Majestät."

„Wie heißt Er?" will Friedrich wissen.

„Hohendorf, Majestät."

„Wenn Er, was ich sehr verhoffe, dem Tod einen Schabernack spielt", befiehlt der König, „dann melde Er sich bei mir. Sobald Er kuriert ist."

„Majestät?!"

„Sollte ich", fährt der König fort, „Seinen Namen derweil vergessen haben, so sage Er nur ‚Lauter Wedells'."

Ich, kaum noch eines Lautes mächtig: „Ma — je — stät — —?"

„Er hat mir", erklärt der König, „eine gute Lehre gegeben. Ich danke Ihm davor."

Und Friedrich der Große reicht mir die Hand.

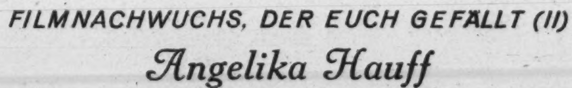
Da hab' ich einem Mann getan, was ich nie zuvor und nie hernach einer Frau tat: hab' die dankende Hand geküßt.

Friedrich ist aufgesessen und durch die Furt der Moldau zurückgeritten. Ohne nach dem Leutnant zu suchen. Ohne nach dem Leutnant zu rufen. Über seine Lippen ist auch beim Fortreiten nur ein Wort gekommen: „Lauter Wedells!



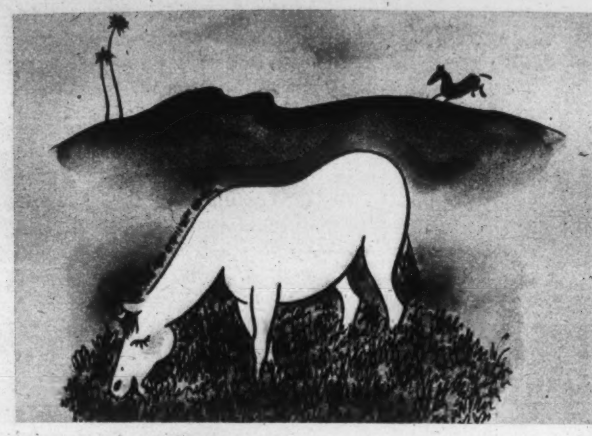
Aufnahme: Terra-Quick

FILMNACHWUCHS, DER EUCH GEFÄLLT (II)



Mit vier Jahren ging die junge Wienerin bereits in die Ballettschule, tanzte später in der Wiener Staatsoper und tat dann, wie viele andere junge Tänzerinnen, den Sprung auf die Sprechbühne. Im Salzburger Landestheater sah sie der Regisseur Artur Maria Rabenalt. Dort hatte man bereits ihre außergewöhnliche Begabung erkannt und ihr die Hauptrolle der schönen Helena in der Komödie „Das unterschlug Homer" gegeben. Rabenalt holte sie sich für seinen „Zirkus-Renz"-Film. Der ist inzwischen mit großem Erfolg angelaufen und wird auch sicher seinen Weg zu euch finden, später vielleicht auch „Melusine", der zur Zeit mit ihr in Ischl gedreht wird. Wenn wir hinzufügen, daß Angelika trotz aller Erfolge ein liebes, bescheidenes und natürliches Mädel geblieben ist, so werdet ihr ihr Bild mit noch größerer Freude betrachten

... und woher stammt das Zebra? — Hier der Beweis: schwarz auf weiß!







Gotzei und der Wildhas

Unser vier hatten wir den Auftrag, ein langgestrecktes Sumpfgefilde, das sich von der Feindseite her hinter unsere Stellungen schob, zu durchstreifen. Schon nach kurzer Zeit entdeckten wir eine Fußspur im nassen Moos, pirschten ihr nach und stöberten einen — Stabsschnapser von den Gebirgsjägern auf. Er lag auf einem kleinen Buckel im Beerengesträuß, den Karabiner im Anschlag gegen das nahe Kiefernwäldchen, und schaute beleidigt an uns vorbei.

„He, du! Fahr mit Soldbüachl und Erkennungsmark'n außa!"

„I bin koa Ruß!" grunzte der Jäger, „aber zum Teifi is er iatz!"

„Wer is zum Teifi?"

„Mei Has!!"

Mir kam die Stimme sonderbar bekannt vor, und weil der Staberl immer noch in der Schußrichtung lag, lupfte ich seine Bergmütze.

„Ja, leck mi doch glei!" rief ich, „des is doch der Gotzei!"

Ziemliche Jahre habe ich den Gotzinger Hansirgl vom Gotzenhof in Rumgraben nicht mehr getroffen, diesen rundum bekannten raren Vogel, der genau so dürr, beinig und kreuzfidel ist wie sein Klarinettl, das er seit Feiertagsschulzeiten in der Musikkapelle bläst.

„Gotzei, alt's Luada, wie war de G'schicht mit dem Hasen?"

„Der Has is abg'haut!"

„Na, den andern Hasen moan i!"

„Was für an Has'n?"

„Denselbig'n seinerzeit . . ."

(Der Gotzei konnte ganz unverschämt grinsen.)

„Ja so, den!"

„Ja, den!"

— — — — — — — — — — —

Vom Gotzenhof weg zieht sich, zwischen Obstanger und Backhäusl beginnend, ein breiter fetter Ackerstreifen hinunter bis zum Moorgraben. Auf diesem stellt sich allherbstlich eine ganze Division musterhafter blauer und weißer Krautköpfe zur Parade ein und — um gleich auf unsere Geschichte zu kommen — die Verluste, die gegebenenfalls durch ein gefräßiges Feldhäslein erstünden, wäre bei der Fülle der Ernte kaum spürbar. Aber es braucht's nicht, meint der Gotzenhofer. Es muß nicht sein, daß er dem Forstamt die Hasen mit dem allerbesten Kraut füttert. Das ist nirgends vorgeschrieben!

Hansirgl, der allgemein sehr selten mit der Auffassung des Alten handeleins ging, teilte in diesem Falle die Meinung. Nein, das braucht's einfach nicht! Krautkopf hin, Krautkopf her, das wär' gelacht! Dem Forstamt die Hasen füttern! Ha! Die Falle hatte Hansirgl nach eigenem Geiste erfunden. Sie funktionierte vorzüglich, und die Krautköpfe lebten von nun an ein ungestörtes, gedeihliches Dasein.

Am Michaelitag, der um den Chiemsee herum platzweis ein Bauernfeiertag ist, ging Hansirgl wieder einmal den Krautacker hinab und dachte, daß es recht schön wäre, wenn heute . . . Und es war wirklich einer drinnen. Sogar was für einer! Vor Freude drehte sich Hansirgl nicht wie sonst dreimal ganz langsam in die Himmelsrichtungen, die Hände spaziergängerisch in den Hosensäcken, nein, er vergaß darauf und kniete sich sogleich zur Hasenfalle. Den Herrn Forstmeister bemerkte er aus diesem Grunde erst, wie der Has bereits in seinen festen Griffen zappelte. Kaum hundert Schritt über ihm, auf dem Kapellenbichl, hockte der neben der Eiche und beobachtete durch das Fernglas den Gotzenhoferschen Krautgarten.

„Bluatsauerne Marie! Kreizdiwidomine! Auweh, auweh!"

Der junge Gotzenhofer blieb vorerst wie zum Felsen erstarrt knien und verzichtete darauf, bergwärts zu blinzeln, was der Jäger machte. Nur sein Gehirn arbeitete fieberhaft: Also sehen tut der hohe Herr das Haserl. Und daß dieses dem Hansirgl nicht aus Anhänglichkeit in den Schoß gehupft ist, das weiß er auch. — Teifl, Teifl, jetzt ist das Hasl aus der Falle befreit und er selber hängt drinnen! Aber Pfiffkas! Höchstens mit einem Haxen! Also muß man sich mit dem andern wieder herausstemmen können. — Soll nur genau zuschauen, der da droben! Recht scharf soll er sein Glasl einstellen, damit er nicht übersieht, wie der Gotzei seinen Haxen aus der Falle reißt! — Hansirgl stellt befriedigt fest, daß den Forstmeister immer noch der Krautacker interessierte. Dann hob er den Hasen an den Löffeln gut sichtbar in die Höhe und ebenso öffentlich belegte er ihm den Hinterteil mit drei oder fünf wild aussehenden Schlägen. Zum Schluß ließ er los, Meister Lampe satzte über die Furchen und — der Forstmeister stand vor ihm.

„Gotzei, was machst du denn da?"

„Hast es eh' g'sehng, Herr Forstmeister, a so mach i's!"

„I versteh net!"

„Daß dem Malefizhas'n das Stehl'n vergeht, hab i eahm an Denkzett'l geb'm. Den merkt er si! Der kimmt nimma in unsern Krautacker!"

„Hast schon öfter solche Denkzett'l verteilt, Gotzei?"

„Mhm, aber an jed'n Has'n hab i wieder lauf'n lass'n!"

„Soso! Alle hast wieder laufen lassen! —"

— — — — — — — — — — —

Acht Tage darauf begrub man im Dorf den alten Neuhiedl-Bäcker, und weil er Veteran war, spielte die Musikkapelle am offenen Grabe einen Choral. Gegenüber der Musik stand im Trauergefolge der Herr Forstmeister. Der Gotzenhofer Hansirgl wurde nun keineswegs schamrot im Gesicht. Mit dem linken Auge schaute er auf das Notenblatt, welches an der Klarinette steckte, und mit dem rechten zwinkerte er ein paarmal dem Herrn Forstmeister fröhlich zu, bis dieser ganz unruhig wurde.

Die „Leich" hat übrigens für den Gotzei nach alter Sitte noch drei Tage gedauert, da der Begräbnistag ein Freitag war.

Und zünftig ist es damals geworden, ich war selber dabei!

Wastl Fanderl









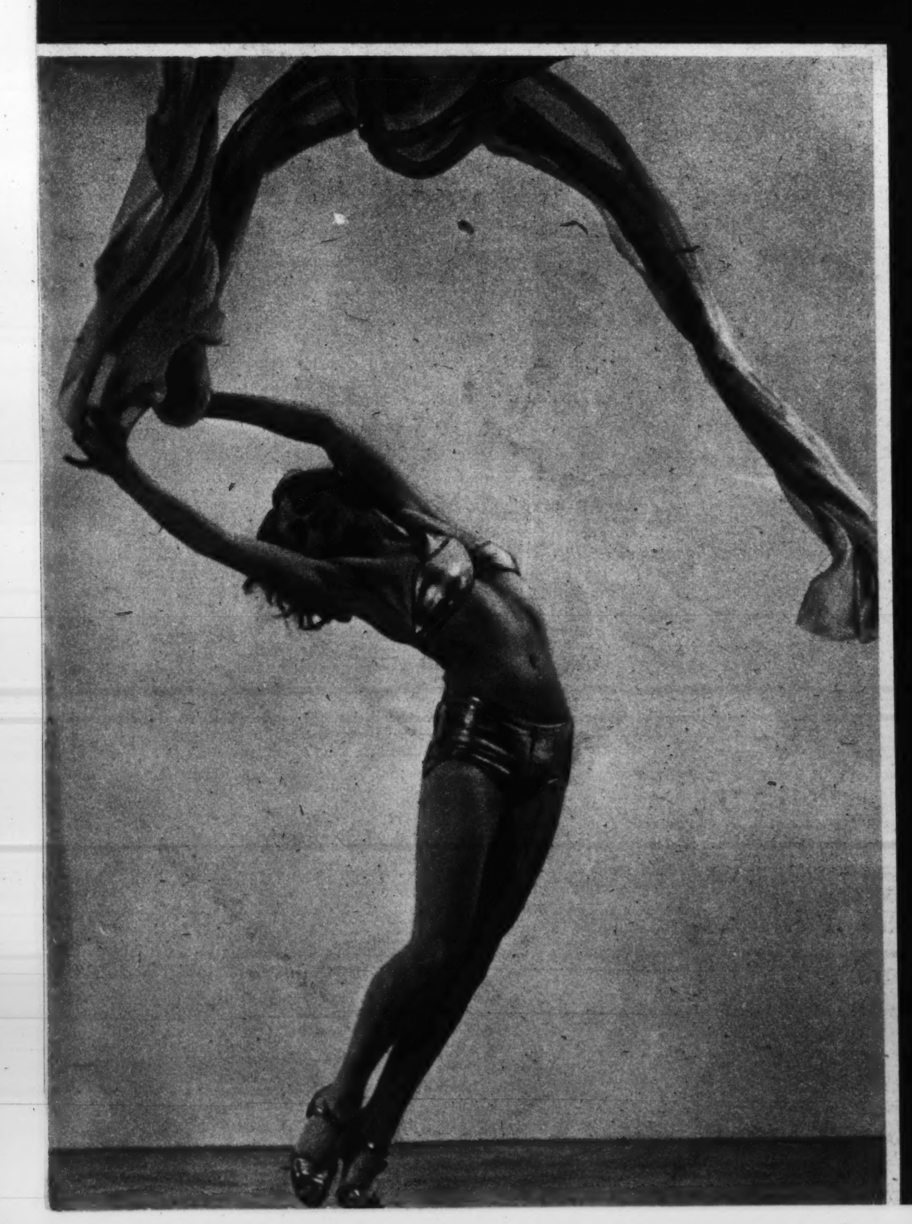
Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Wehrdienst), i. V.: Georg Macknow, Berlin, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25. Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung. Anzeigenverwaltung u. Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH, Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25

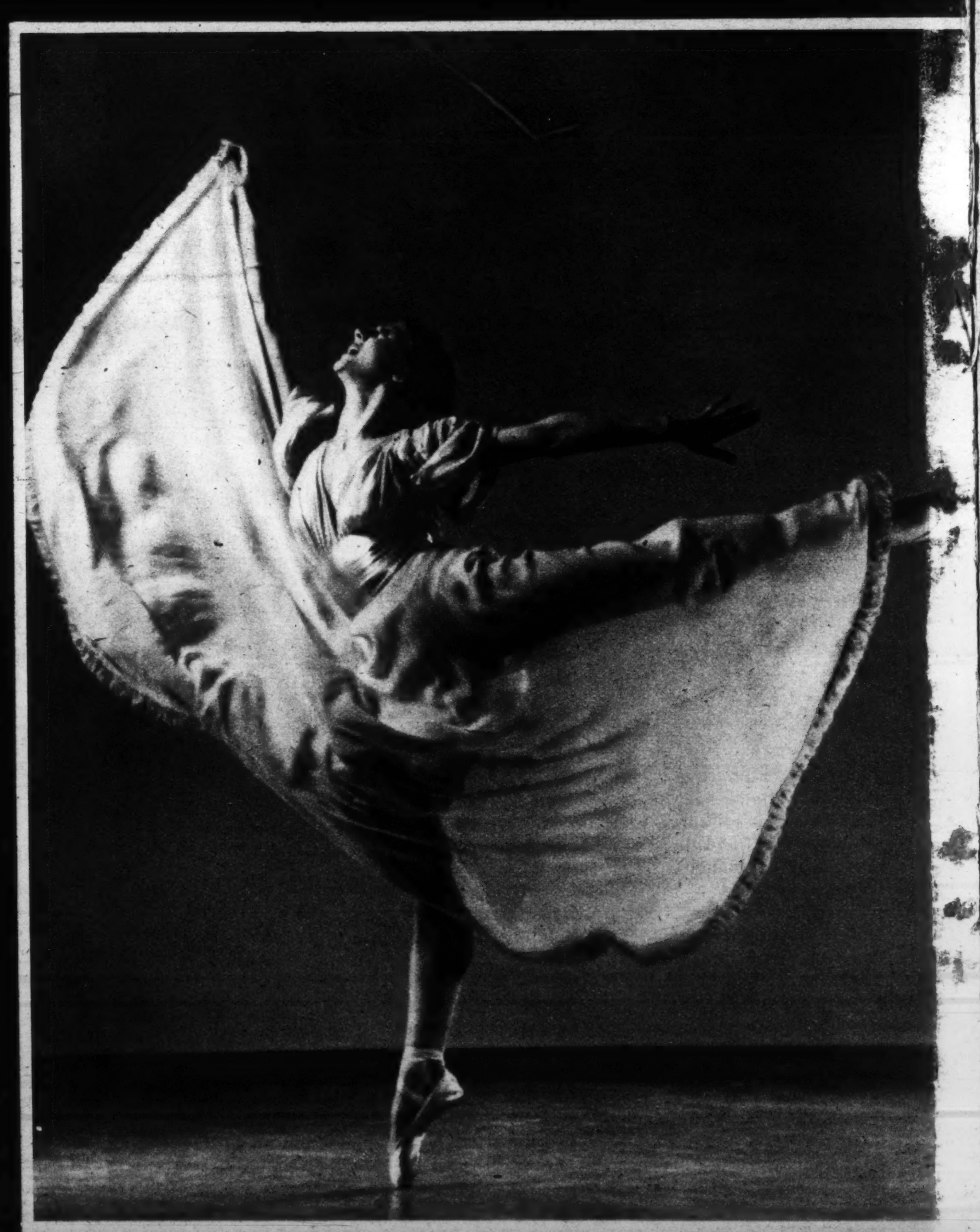




Gute Bekannte

Die deutschen Tänzerinnen sind in diesem Kriege gerade mit uns Soldaten gut Freund geworden. Eine behelfsmäßige Bühne, aus Balken und Bohlen gezimmert — mehr brauchen sie nicht, leicht schweben sie darüber hin, elfische Wesen, voll Glut und Leidenschaften. Und bei ihren Tänzen versinkt um uns die harte Welt des Krieges und eine andere, lichte und schönere tut sich auf





Aufnahmen: Weidenbaum

Unsere Weihnachtsausgabe ist die Folge 26. Durch ihre besondere Ausgestaltung hoffen wir, euch eine Freude zu machen. Fordert sie selbst bei den gewohnten Verteilungsstellen an!